



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 42.

Wiesbaden, den 16. Juli 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Zwei Briefe,“ Erzählung von A. von Hedenstjerna. — „Die Entbehrenden,“ von R. Blüthgen. — „An die Mutter,“ — „Hofa spielt,“ von R. B. Waberadt. — „Mittanwort bezahlt,“ von E. Kroffa. — „Heitere Ede.“

Zum Geleite.

Wer tief verwundet ist von den Geschossen des Schicksals, der mag auf die malerischen Höhen der Berge und die unbegängigten Bogen schauen und lernen, daß man mit der Weisheit nicht durchkommt und daß Kraft die Lösung des Lebens ist. Bisler.

Zwei Briefe.

Erzählung von Alfred von Hedenstjerna.

Im Hause der Mutter meines geliebten Arjel. — Dienstag abend.

O Du Einziger, Du unaussprechlich Geliebter!

Welch eine Glückseligkeit für mich, von dem Heim Deiner Mutter aus Dir, mein Liebling, meine sehnsüchtigen Grüße schicken zu können.

Deiner Mutter Heim, nein, mehr als das, Deiner Kindheit und Jugend Heim, der Platz, an dem alles mich an Dich erinnert, der Du nur Du ganz allein, meine Gedanken, meine Gefühle, mein Herz besitzt! Verzeih mir, Arjel, ich muß Dir ein Geständnis machen: Ich entbehre Dich nicht mehr ganz so schmerzlich, seitdem ich hier in diesem lachenden, entzückenden Landhause weile. Sei Deiner Elise nicht böse. Versteh' mich recht. Es ist mir, als weiltest Du beständig in diesem Kreise, in dem ich keinen Schritt tun kann, ohne etwas zu finden was Dir gehört, für Dich charakteristisch ist, und meine Gedanken unwillkürlich auf die gewohnten Pfade meines Lieblings führt.

Nicht nur den männlich starken, reich begabten Arjel, der mein Herz in Fesseln schlug, finde ich hier wieder — nein, auch einen anderen Arjel, den ich auch kennen und lieben lernen will: das lebenswürdige Kind, das dieses feine, mit Spitzen besetzte Brustlätzchen trug und diese süßen, kleinen Schuhchen, die Mama mir gestern zeigte; den impulsiven, unentwickelten, aber warmherzigen Jüngling, von dem die alte Kristina erzählt, und von dem die zwar in der Form noch unvollkommenen, aber genialen Verje in Deinem alten grauen Tagebuch eine noch deutlichere Sprache sprechen.

Mein Liebling! Wenn ich mich gar zu klein und unbedeutend fühle, neben Dir, gar zu unwürdig des Glückes, unter hundert schöneren, begabteren Mädchen die Auserwählte des edelsten besten Mannes auf Erden zu sein, dann will ich an diesen hilflosen, kleinen Knaben, diesen unreifen Jüngling denken, der Du einst warst. Die stehen mir gleichsam näher, mit denen fühle ich geistige Verwandtschaft.

Und wie dieses Kind, dieser Jüngling, zu dem heranwachsen, was Du nun geworden bist, so kann vielleicht Deine warme Liebe, Dein reicher Geist auch aus mir noch etwas machen — damit will ich mich trösten. Glaubst auch Du daran, mein Liebling? Glaubst Du, daß Deine Elise es allmählich lernen wird, Deinen Gedanken ein ganz, ganz klein wenig zu folgen? Ist es nötig, daß eine Frau den Kopf in gleicher Höhe trägt, wie der Mann, den sie liebt? Braucht sie ihm auch nur bis zur Schulter zu reichen? Genügt es nicht, wenn sie so groß wird, daß sie, auf den Zehenspitzen stehend, ihr Ohr an seine Brust legt und auf den Schlag seines Herzens lauscht und ihn versteht? Genügt das nicht, Liebling, sag?

Die süßen kleinen Schuhchen, die Du zu Deinen vierten Geburtstag bekamst! Ach, wie schlug mir das Herz, als Mutter sie mir zeigte! Hatten die Füße, die sich so tatfest und sicher, so elegant und stark mit mir im Ballsaal umherschlangen, während ich halb betäubt vor Glück an Deinen Schultern ruhte, hatten sie wirklich je Raum in diesen entzückenden kleinen Dingen? Die Füße, deren Schritt ich daheim im Korridor bald von allen andern unterscheiden lernte! Voll Sehnsucht denke ich daran, daß sie in wenigen Wochen hier die Treppe heran eilen und daß sie im Frühling neben den meinen zum Altar schreiten werden . . .

Von Deiner Mutter, meiner Mutter kann ich nur sagen, daß ich sie verehere. Du brauchst nicht eifersüchtig zu werden, aber ich verehere sie innig.

Ach, mein Geliebter, nun soll die Posttasche zur Bahn. Mutter hat bereits zweimal hereingesaukt, und ich habe noch keine von all den praktischen Fragen in Deinem letzten Brief beantwortet, Dir noch nicht einmal für diesen Brief gedankt, den ich schon fast in Stücke gelesen und geküßt habe! Ja, so bin ich, gedankenlos, unverständig und so völlig ausgefüllt von Dir, daß Deine ganze Person, jede Aeußerung Deiner Liebe, Du selbst, Gegenwart, Zukunft, Brief und Wiedersehen, Hoffnung und Sehnsucht in mei-

nem Herzen in eins zusammenfliegen: in eine unendliche, unbeschreibliche Seligkeit!

Aber was wollte ich doch sagen . . . ? Ja, ist es denn durchaus notwendig, daß ich alles für unser zukünftiges Heim mit auswähle? Liegt Dir soviel daran? Ich bin ja so von Herzen zufrieden mit allem, was Du und Mutter bestimmen, und jede an mich gestellte Frage erinnert mich nur daran, daß ich nichts besitze, daß ich nicht das geringste zu unserm Heim beisteuern kann. Ach, ich weiß ja, daß Du und Deine hochsinnige Mutter nicht einen Moment hieran denken, aber dennoch, dennoch . . . nun, Du verstehst mich, mein Liebling, wenn auch sonst niemand in der Welt die dumme Elise begreift.

Aber willst Du mir eine große Freude machen, so sprich mit meiner Mutter daheim über das eine und andere. Das wird sie erfreuen und ihr schmeicheln, eben weil sie nichts zu geben hat. Tue es als eine kleine Freundlichkeit, weißt Du . . .

Nun leb wohl, mein Liebling. Morgen will ich wieder mit Dir plaudern. Und sei mir nicht böse wegen meiner dummen, kindlichen Briefe. Siehst Du, es ist der naive Mut der Liebe, daß ich es wage, sie Dir zu schicken, trotz des Respekts, den ich vor Dir habe. Und ich versuche es nie, mich über mein niedriges Niveau zu erheben, sondern ich schreibe recht und schlecht wie ich fühle, und so mußt Du, mein Geliebter, schon zufrieden sein mit diesen Herzenphotographien Deiner sich sehrenden, Dir ganz hingeebenen kleinen Elise.

Mein liebes Mütterchen!

Deine vergeßliche Tochter erinnert sich nie genau, welcher König oder General es war, der einst sagte, Frankreich sei wohl eine Messe wert. Aber dieser Gedanke: Prüfungen, Demütigungen, ein wenig Heuchelei, um ein großes Ziel zu erreichen, ist während der ganzen Zeit hier mein Trost, und das Wort klingt mir beständig an den Ohren.

Ja, Mütterchen, das ist hier ein wahres Segesfeuer. Aber da ich weiß, daß mein lieber Agel drei Bräute hatte, und daß es keiner von ihnen gelang, umdreschert daraus hervorzugehen, sondern daß sie alle nach aufgelöster Verlobung wieder in den unseligen Zustand der unversorgten armen Mädchen zurückgeschleudert wurden, so habe ich mich mit einem dreifachen Panzer von Geduld bewaffnet und mit einem Schild von Schlaueit, der hoffentlich stärker sein wird als sie.

Mein lieber Agel wurde als einziges Kind einer Mutter, die sehr jung Witwe geworden war, ganz unerhört verwöhnt. Seine Eigenliebe ist grenzenlos, und die Alte, die, nebenbei gesagt, in jeder Beziehung abscheulich ist, hat es ihm allen Ernstes in den Kopf gesetzt, daß er ein Gentle sei und der edelste Mensch von der Welt — während er in Wahrheit nur sehr mittelmäßig begabt ist. Niemand außer ihm — und ihr natürlich — darf einen eigenen Gedanken oder Willen haben.

Seine Braut Nummer eins soll in Ungnade gefallen sein, weil sie seine ungeheuer naive Staldekunst zu kritisieren gewagt hatte, deren Erzeugnisse die reinst, gediegenste, echteste Dummheit in Gala sind.

Nummer zwei wurde verstoßen, als Agel erfuhr, daß sie ein halbes Jahr mit einem Kapitän heimlich verlobt gewesen sei. Sie soll im übrigen ein sehr nettes und absolut fleckenfreies Mädchen sein. Aber er ist ganz verrückt vor Eifersucht.

Die dritte — Constance Lundgren, Du kennst sie — flog über Bord, nach dem die Alte ihr bald die Augen ausgekratzt hatte, weil sie — nicht Plüsch, sondern Seidendamast für die Salonmöbel haben wollte, also bewies, daß sie „Machamen“ nicht genug Respekt erweise!

Du kannst Dir denken, daß ich mich vorsehe, mit diesen Beispielen vor Augen! Ich habe Agels dumme Verse meterweise auswendig gelernt und gebe sie der Alten zuweilen zum besten, um sie zu erfreuen. Hoffentlich schreibt sie es ihm.

Neulich nahm er mich vor seiner Abreise streng ins Verhör über die Frage, ob ich schon je „einen Mann geküßt“

hätte. Klug geworden durch den Schaden der Braut Nummer eins, schlug ich die Augen nieder und stammelte:

„Ja—a—a—, das heißt . . .“

„Wen, Elise? Wen?“

„Papa, mein Liebling.“

„Ach, Du Kind! Sonst niemanden?“

„J—a—“

„So! Sage mir alles! Ich habe das Recht, ein volles Geständnis von Dir zu fordern. Wen noch?“

„Onkel Franz.“

Da war er zufrieden und küßte mich so, daß ich am liebsten davongelaufen wäre.

Am schlimmsten ist es, daß ich nicht wage, gehörig bei der Wohnungseinrichtung einzugreifen. Die Alte hat keine Spur von Geschmack und Agel etwa ebensoviel. Nun habe ich mir aber eine List ausgedacht, die, hoffe ich, mir dazu verhelfen soll, es wenigstens einigermaßen nach meinen Wünschen zu bekommen. Ich tue, als sei ich ein bescheidenes Kind ohne eigenen Willen, das Dich, Mütterchen sehr liebt. Und das ist ja auch wahr, mein gutes Mütterchen. Wenn sie mich nun also um des Scheines willen nach meiner Ansicht fragen, lasse ich durchblicken, daß ich selbst nichts davon verstehe, sondern mich ganz auf sie verlasse, aber sehr erfreut und dankbar wäre, wenn sie die große Güte hätten, Dich ein wenig zu Rate zu ziehen. Inzwischen unterrichte ich Dich über meine Absichten, und Du suchst diese dann möglichst durchzudrücken. Er kann doch wohl nicht gut mit mir brechen, weil unsere Mütter einen verschiedenen Geschmack betreffs der Wahl der Gardinen haben. Obwohl nur Gott weiß, was so hochmütige Menschen alles fertig bekommen! Aber Frankreich ist eine Messe wert! Ja, Mütterchen, so ist es, glaube ich, mit den hier zu erreichenden Annehmlichkeiten auch. Die Leute sind sicher noch reicher, als man weiß, und die Alte hat eine Menge zusammengeegizt. Immer werde ich ja wohl auch nicht die Sklavin spielen. Warte nur, meine gnädige Frau Schwiegermama, bis wir von der Hochzeitsreise heimkehren! Dann wollen wir mal darüber reden, wer hier eigentlich Frau im Hause ist. Wenn ich mir vorstelle, was für ein Gesicht Agel in dem Augenblick aufsetzen wird, da seine „kleine Kisel“ die Jügel in die Hand zu nehmen beginnt, möchte ich am liebsten laut auflachen. Nur kurze Besuche darf die Alte in unserm Hause machen, sonst bekomme ich nie Schick in Agel hinein.

Du sollst sehen, es wird schließlich noch ganz gut werden, denn er ist auf seine Weise in mich verliebt, das heißt nächst sich selbst liebt er mich; und dann ist er bei all seiner unerträglichen Langweiligkeit doch ein ehrlicher Kerl, der mir nach der Trauung nichts vormachen wird.

Also Vetter Adolph nahm meine Verlobung so schwer? Es hätte ja so lange gedauert, bis er imstande gewesen wäre, auch nur den bescheidensten Haushalt zu begründen, und knapp und ärmlich wäre es immer geblieben. Man muß sein aufrührerisches Herz zu disziplinieren suchen und die Welt nehmen, wie sie ist. Wenn nur Agel nie erfährt, daß ich etwas mit Adolph hatte! Es hat ja doch ein bißchen in meinen Mundwinkeln gezudt, als ich ihm schwören mußte, daß ich außer Papa und Onkel nie einen Mann in meinem Leben geküßt hätte, und ich mußte an Adolph denken, den lieben, guten Adolph. Hahaha! Wie alt und verständig man wird!

Gute Nacht, mein Mütterchen. Schenke zuweilen einen teilnehmenden Gedanken
Deiner Elise.

Sollte ein wohlhabender Mann unter meinen verehrten Lesern vielleicht eine praktische, verständige Frau suchen, so möchte ich ihm Fräulein Elise empfehlen.

Sie ist noch zu haben.

Alldieweil sie diese beiden Briefe beim Kuvertieren verwechselte. Wodurch, wie man begreifen wird, ihre schönen Aussichten auf Haus und Hof zum Teufel gingen.



Die Entbehrenden.

Ein Berliner Augenblicksbild von Klara Blüthgen.

Ort der Handlung: ein sehr bekanntes Berliner Weinrestaurant, in dem man fast noch besser ißt als trinkt. An einem behaglichen Esstisch sitzt die gnädige Frau mit ihrer Gesellschafterin und einem Herrn, der nicht der Gatte ist und nicht der Freund zu sein scheint. Tiefdunkel liegt der Rotwein in den Gläsern, die Karte steht in der Preisliste als teuerste, ebenso wie die des Sektens im Eistübler.

Die gnädige Frau hat die Gestalt einer Bavaria. In straffem Bogen beugene sich ihr Unterkinn mit der allzu grohen Brillantbroche am Halsanschnitt der prachtvollen „Schleierbluse“, Erbsenbrillanten funkeln in ihren dicken Ohrläppchen. Um den Kopf ihres Hutens sind kostbare Reiber wie Strohhalm gewickelt — ein allerneuester Modentrick, den nur der Kemer zu würdigen versteht.

Man hat die Suppe gelöffelt und ist bei weiterer Wahl. „Zu dumm, daß man nun auch nicht mal mehr Auster haben kann,“ sagt die gnädige Frau betrübt.

„Und daß die Dummereinfuhr verboten ist,“ fest der Herr fort. „Gerade Auster und Dummern, die vermöge ihres reichen Eiweißgehalts einen so trefflichen Ersatz des Fleisches bieten. Nun, man wird sich auch so behelfen.“

Nämlich mit einem Vorergericht, das wenigstens Cessardinen, Pachs, Krepetten und andere nahrhafte Sachen enthält.

Die Zwischenzeit bis zum Erscheinen der gnädigen Frau, um ihre Ansichten zu entwickeln:

„Ich für meinen Teil kam mich bis zum Neubersten einschränken. Was tut man nicht alles für das Vaterland! Ich trage meine Kleider nun das dritte Jahr und habe mich sogar ohne Uebergangshut durchgeschlagen. Es macht mir nicht das geringste aus! Die Ernährungsfrage bauscht man meines Erachtens über Gebühr auf. Von unseren Brotarten bleibt reichlich ein Viertel übrig. Und das andere? Mein Gott, man kann eben im Restaurant weifen, wenn es freilich auch da heißt, manches zu entbehren.“

Damit greift sie nach der Speisekarte.

„Schade, mit dem Geflügel hapert es auch hier, während gerade für schwache Mägen Geflügel die einzig bestimmende Kost ist,“ meint der Herr bedenklich, der schon zuvor die Karte eingehend studiert hat. „Junge Gans haben sie wirklich nicht?“ wendet er sich dann grollend an den tellerwechselnden Kellner.

„Bedauere — nur das, was auf der Karte steht.“

„Schade — hm. Man sollte meinen, in einem so erstklassigen Restaurant — na denn nicht — also dreimal Frikassée von Duhn.“

Es wird gebracht und liegt sehr appetitlich in den silbernen Schalen, ein gefüllter roter Krebspanzer inmitten einer Leber. „Das sieht ja mehr nach Leipziger Allerlei aus,“ rügt die gnädige Frau, indem sie mit der Gabel Steinpilze und Champignons beiseite schiebt. „Sehen Sie, Fräulein, das ist nun alles Duhn. (Sie spielt das Stückchen auf, um es der Gesellschafterin unter die Nase zu halten.) Wenn ich vegetarisch essen will, brauche ich schließlich nicht hierher zu gehen. Aber was kommt darauf an? Ich will ja gern entbehren.“

„Wohin denken gnädige Frau diesen Sommer zu reisen?“ sucht der Herr sie von dem betrüblichen Thema abzulenken. „Reisen, reisen, das ist so die Frage! Wer weiß, ob man auf Reisen nicht noch mehr entbehren muß, wie hier. Schließlich bleibt Berlin eben Berlin und bietet noch zuerst die Möglichkeit, sich zu helfen. Dazu die Reise selbst — ich habe da meine Erfahrungen schon im vergangenen Sommer gemacht. Ich nahm mir ein Billet Erster natürlich — und schließlich stopfte man mir das ganze Abteil voller Soldaten! Nicht, Fräulein?“

„Ja gewiß, gnädige Frau.“

„Gräßlich!“ ruft der Herr, indem er die Sektflasche aus dem Kübel hebt. „Man muß eben jetzt vieles in den Kauf nehmen. Das ist der Krieg, meine gnädige Frau, da man es jetzt nicht mehr auf französisch sagen darf. Wir alle leiden darunter.“ Vorsichtiger füllt er den Kelch, ihn schräg haltend, damit der Schaum verfliehet und möglichst viel hineingeht.

„Es war sonst hier so gute Gesellschaft, jetzt scheint es damit bedenklich nachzulassen. Sehen Sie nur, Fräulein, diese drei mit den unmöglichen Hüten und den engen Jacketts — die eine sieht so eingefallen aus, die hat gewiß die Schwindsucht. Man sollte doch den Geschäftsführer darauf aufmerksam machen, daß er derartige Elemente fernhält, die dazu angetan sind, die wirkliche gute Gesellschaft zu verkleben.“ Die Stimme der Gnädigen klingt matt und anklagend, als sie, Zustimmung heischend, die Gesellschafterin ansieht.

Die schaut mitleidig den drei dürrig gekleideten Damen nach und erwidert schen: „Sie haben vielleicht niemanden zum Fleischtehr und haben wohl die ganze Woche keines bekommen — deshalb sind sie hier.“

Aber die gnädige Frau hört kaum auf ihre Worte. Sie hat den Kopf neben den des Herrn über die Speisekarte gebeugt; beide beraten eifrig, wägen die Vorsätze dieses oder jenes Gerichts gegeneinander ab.

Der Kellner fliegt. Zeller und volle Schüsseln werden gebracht, Zeller und leere Schüsseln verschwinden. Braten, Sülzspeise, Nachtisch. Nach und nach hat man sich durch sechs Gänge hindurch entbeert und ist froh, sich nun bei Kaffee und Zigaretten von all' den Entbehrungen zu erholen.

Da gehen ein paar Feldmarne vorüber, während gerade der „Herr Ober“, die nicht endenwollende Rechnung aufstellt.

„Schilbengraben!“ sagt der eine und weist mit dem Daumen rückwärts über die Schulter. „Was hat er gesagt? Meint er etwa uns?“ fragt die gnädige Frau etwas unsicher. „Ich finde, daß man jetzt — wie sage ich? — nun, daß der Ton anfängt, bedenklich zu verroben. Ich kann wohl sagen, ich kann, ohne zu klagen, manches entbehren, nur auf gute Form verzichte ich höchst ungern. Darin bin ich nun mal empfindlich.“



An die Mutter.

Verse eines Kriegers, in welchen er seine Mutter bittet, kein Eisernes Kreuz aufzubewahren.

Lieb' Mutter, heb mir auf das Kreuz
Bis die letzte Schlacht geschlagen,
Halt ja für uns Kinder all
Immer doch das Kreuz getragen.
Dilft mir Gott aus Kampf und Tod,
Stolz will auf der Brust ich's weisen,
Hängt auch mancher Mutter Not
An dem kleinen Kreuz von Eisen,
Die da klagt im Heimatland,
Weint nach ihren toten Söhnen,
Knüpft du selbst mir an das Band,
Wird's dem Leben mich verfühnen.
Wenn du mich nicht wieder siehst,
Sollst du nicht in Trauer gehen,
Sieh', die Welt kann ohne mich,
Doch ohne Deutschland nicht bestehen.

Jos. Hans Weiger.



Rosa spielt.

Von K. F. Baberadt.

So oft Tante Flegelmaier Kaffeebesuch hat, wird Rosa, ihre Neltete, aufgefordert, etwas zu spielen. Sie spielt so gut und gefühlvoll und hat einen Schrank voll der herrlichsten Noten, die den ganzen Neid ihrer Freundin Renne bilden. Zuerst kommt meistens etwas „Klassisches“, fast immer eins der „schönsten Stücke aus Richard Wagners Opern“. Tante Flegelmaiers Kaffeebesuch ist ganz weg. Nur das Altjüngferlein Dorothea meint, die Musik sei zu schwer, sie liebe leichtere Kost. Und Rosa spielt auf ihren Wunsch die „Klosterglocken“, und dann das „Alpenglühn“ und dann „Der Blumen Erwachen“. Unterdessen schneidet die festsche Base Olga die fürchterlichsten Grimassen, sie möchte etwas „Modernes“ hören. Und Rosa, die Unermüdlige, spielt die Schlager aus den neuesten Operetten, und Olga wiegt sich in den Hüften und seufzt: „Göttlich!“ Wenn Onkel Bollerjan dabei ist, brummt er ziemlich vernehmlich: „Dumme Gans!“ und läßt sich von Rosa seine Lieblingsstückchen vorspielen: den „Tag von Sedan“ oder „La reville du lion“ oder die „Schlacht bei Gravelotte“. Rosa spielt alles. Für jede Jahreszeit hat sie ihr sinniges Programm: Frühlingsständchen, Sommerblumen, Herbststürme und Schneeflocken. Und für alle Klagen des Lebens weiß sie einen musikalischen Schmuck, von dem „ersten Lächeln des Kindes“ an bis zu dem „Elterngrab“.

„Ja,“ sagt Tante Flegelmaier jedesmal, wenn Rosa, ihre Neltete, aufhört zu spielen, „es ist doch schön, so ein bißchen Hausmusik zu treiben.“

Muß ich erwähnen, daß Rosa auch die „Goldelse“ und die „Bären von Hoheneß“ auswendig kennt? Sie würde dich nie mehr im Leben ansehen, wenn du sie fragtest, ob sie die Erzählungen vom Schinderhannes läse oder den Lieferungsroman „Elisabeth, die geknechtete Tugendrose“. Sie würde schnippisch das Stumpfnäschen rümpfen und rufen: „Pui, solche Schundliteratur“. Und zwei Minuten darauf wird sie, um sich von dem Schreden zu erholen, die „Post im Walde“ aus den Taschen zaubern.

Die Geschichte von der Rosa ließe sich um verschiedene Kapitel erweitern. Der Schund herrscht mit einer Brutalität, die alle zarten Keime besserer Regung ersticken muß. Dem literarischen Schund rückt man ja jetzt mit Erfolg zu Leibe, aber der musikalische wuchert desto üppiger. Eine moralische Schädigung wird der musikalische Schund oder das, was man in Süddeutschland als „Schmarrn“ bezeichnet, im allgemeinen ja nicht bringen, darum aber ist seine Gefährlichkeit nicht geringer. Bei seiner Bewertung spricht das rein subjektive Empfinden und die Stufe der persönlichen musikalischen Kultur ausschlaggebend mit. Man braucht zum Beispiel nicht so weit zu gehen wie Richard Strauß, der Thomas' „Mignon“ glattweg als „Schund“ bezeichnet haben soll und kann doch sehr vieles ablehnen, was beim musikalischen Publikum hoch im Kurs steht.

Musikalischen „Schmarrn“ hat es zu allen Zeiten gegeben. Die Verflachung auf allen Gebieten der Musik, im Kirchenstil, im dramatischen Gesangspiel, im Kammerstil und in der sogenannten Hausmusik, tritt schon im 18. Jahrhundert auf. In Steinthers „Musikgeschichtlichem Atlas“ finden sich lehrreiche und amüsante Beispiele dafür. Während die klassischen Meister des Kirchenstils aus ihrem inneren tiefen Empfinden schöpften, gefällt sich z. B. ein Boccherini in einem stilistisch vornehmen, im Grunde aber doch äußerlichen Musizieren, und auch im dramatischen Gesangspiel finden wir um die Wende des 19. Jahrhunderts an Stelle des Ausdrucks immer mehr bloßen Wohlklang. Einer der berühmtesten Vertreter dieser Richtung war N. A. Zingarelli, den Napoleon I. sogar Cherubini als Vorbild hinstellte und von dem man auch heute noch ein Stückchen zu hören kriegt. Ferner ist Weigl hier zu nennen, dessen „Schweizerfamilie“ man zuweilen heute noch auf dem Theaterspielplan begegnet, und der durch seine Intrigen gegen Mozart mehr als durch unsterbliche Werke bekannt gewordene Wiener Hofkapellmeister Ant. Salieri.

Mehr aber als die Entartung dieser Gebiete interessiert uns heute die Verflachung der Hausmusik, denn sie schneidet in unser modernes Leben tiefer ein, als man gemeinhin denkt. Mit dem Niedergang der Hausmusik geht Hand in Hand eine allgemeine Geschmacksverwirrung auf musikalischem Gebiet, eine Unsicherheit, die auf anderen Gebieten unmöglich wäre. Während in der Bildkunst ohne weitens einige kunstgeschichtliche und technische Kenntnisse einer nicht so ohne weiteres ein Urteil abzugeben magt, glaubt, wenn es sich um Musik handelt, jedermann, mitreden zu dürfen, der einen „richtigen“ von einem „falschen“ Ton zu unterscheiden vermag.

Die Jügellosigkeit dieser Urteile könnte amüsant sein, wenn sie nicht so blutig ernst wäre. Man schämt sich heute, einzugehen, daß man unmusikalisch ist, aber, wahrhaftig, Tante Flegelmaier, wenn du es ein einziges Mal offen zugeben wölstest, ich würde dir die Hand drücken wie meinem besten Freunde. So aber ist die Folge eines so empfindlichen Verlustes an Kultur natürlich eine bodenlose Heuchelei. Die Verödung des Geschmacks im häuslichen und auch im öffentlichen Klavierspiel ist grenzenlos. Es kommt den Spielern und den Komponisten mehr auf brillante Effekte als auf Gehalt an. Wie lange ist es denn her, daß die Thalberg, die Herz und Hünten den Markt beherrschten? Und Czerny, in dessen Brust zwei Seelen wohnten: der ausgezeichnete Klavierpädagoge und der echte Modekomponist, der „Schöpfer hunderter Klavierstücke von unübertrefflicher Schönheit?“ Schon damals traten ein Robert Schumann und Franz Liszt solcher Art von Hausmusik energisch entgegen und bahnten die bis zum heutigen Tag andauernde „Fortschrittsbewegung“ in der

Musik an. Und diesen beiden Vorkämpfern schloß sich eine ganze Reihe vortrefflicher Meister an, die wirklich ausgezeichnete Beiträge zu gediegener Hausmusik lieferten. Aber Tante Flegelmaier und Onkel Vollerjan „goutieren“ sie nicht, folglich hat Rosa sie auch nicht auf ihrem Spielplan. Wir wissen schon: sie liebt die Salonmusik.

Es ist die große Hoffnung aller künstlerisch fühlenden Menschen, die weder bei Tante Flegelmaier noch mit Onkel Vollerjan verkehren, daß einst auch der Musikfeuchte unserer Tage die letzte Stunde schlage, ein Traum, der wohl nie Wirklichkeit werden wird. Dafür werden Rosa und die fesche Base Olga schon sorgen.



Rückantwort bezahlt.

Skizze von Emily Krossa, Wiesbaden.

Warum mußte mir das passieren, angerechnet grade mir, die ich von jeder eine gewisse Abneigung gegen Dopeische gehabt hatte? War sie mir bei Tage durch ihr plötzliches, meist ungerufenes Erscheinen schon unkompatibel, so wirkte sie in der Nacht geradezu brutal, die schwersten Besorgnisse über ihren Inhalt anslösend. Und nun — doch ich will nicht vorereifen. Vor verschiedenen Jahren hielt ich mich einige Wochen im Sommer zur Erholung in B. auf. Ich bewohnte mit meiner Gesellschafterin, Fräulein Adelaide Müller, zwei Parterrezimmer in einem von drei Schwestern tadellos geleiteten Fremdenheime. Wie ging Fräulein Ernestine, die Älteste, früher zur Ruhe, als bis der letzte Gast im Hause war, mochte es darüber auch Mitternacht oder mehr werden. So war es auch an diesem Abend gewesen. Ich hörte sie sorgfältig Gartentor und Haustüre verriegeln, dann stieg sie zu ihren beiden Schwestern in das oberste Stockwerk hinauf und alles wurde still. Es mochte wohl eine Stunde hingegangen sein, als ich plötzlich erwachte. Der etwas schrille Ton der elektrischen Glocke des Gartentores hob sich aus der klaren Nachtluft bittend — flehend — fordernd. — Endlich fraute die Stimme des Hausmädchens aus einem Mansardenfenster herans: „Wer ist da?“ — „Dopeische“, antwortete es von unten. — „Bitte einen Augenblick, ich wecke das Fräulein.“ — Und sie weckte nicht nur das Fräulein, sondern alle drei Damen, da sie ja ein gemeinsames Schlafzimmer hatten. Nach wenigen Minuten, zweifellos nur mit dem Notwendigsten bekleidet, kam Fräulein Ernestine die Treppe herab. Vorsichtig tasteten die Schlüssel von Türe zu Türe. Gleich darauf hörte ich ihre Stimme am Gitter: „Bitte die Dopeische.“ Sie erwartete wohl die Anmeldung neuer Gäste und hatte sich deshalb so geeilt. — „Bedaure“, klang die Stimme des Boten. „Fräulein Adelaide Müller, Rückantwort bezahlt, muß persönlich in Empfang genommen werden.“ Das arme Mädchen! Ich mußte sie wecken und schonend vorbereiten. Was konnte die Dopeische enthalten? Sage Vorstellungen krenzten meinen Sinn! Tod des im Felde stehenden Bruders — schwere Erkrankung der Mutter — plötzliches Aufstehen eines Erbvertrags — bestandenes — oder vielleicht nicht bestandenes Examen des auswärtigen Bräutigams, Kandidaten K? Die Schritte näherten sich unserer Tür, standen still, es wurde geklopft. — Bitternd empfang Fräulein Adelaide die Dopeische und öffnete sie mit bebenden Fingern. Dann sank sie rücklings auf einen Stuhl! — Armes Mädchen — also doch der Bruder — ich hatte es geahnt. — Die Dopeische entliet ihrer Hand, ich hob sie auf und las:

„Mein Engel — warum schreibst du nicht? Emily.
Rückantwort bezahlt.“

Heitere Ecke.

Dinz: „Also Kunz hat schlecht von mir geredet und du bist für mich eingetreten?“ — Dinz: „Das hab' ich getan. Ich sagte zu ihm: „Du bist ehrlich und sagst die Wahrheit und bist kein Feigling — und du arbeitest fleißig und bezahlst deine Schulden und du betriffst dich nicht und vrügelst deine Frau nicht — aber in anderer Hinsicht bist du nicht besser als Kunz.“

Sie: „Warum wünschen Sie mein Alter zu wissen?“ — Er: „Ich möchte nur gern wissen, in welchem Alter die Frauen wirklich am besauberndsten sind.“

Gast: „Das ist ein hübscher Leppich. Darf ich Sie fragen was er gekostet hat?“ — Gastgeber: „Fünfundzwanzig Mark. Einhundertfünzig für den Teppich und der Rest für die dazu passenden Möbel.“